

(Nachdruck verboten.)

29]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Lasse gab ihm das Geleit und sandte viele Grüße. „Wir kommen bald mal hin und sehn uns nach Euch um,“ rief er dem Bruder nach.

Als er nach einer Weile in die Kammer kam, lag der Zehnkronenschein auf dem Bett. Kalle mußte einen unbewachten Augenblick benutzt haben, um ihn dahin zu legen, so ein Tausendkünstler, wie er war. Lasse legte ihn beiseite, um ihn Kalles Frau bei nächster Gelegenheit zuzustechen.

Schon lange vor der Zeit hielt Lasse Ausguck nach dem Jungen. Die Einsamkeit war ihm so bedrückend, er war jetzt so daran gewöhnt, ihn vom Morgen bis zum Abend um sich zu haben. Endlich kam Pelle atemlos angerannt. Auch er hatte sich geseht.

Es war nichts geschehen in der Schule, weder etwas Furchtbares, noch etwas Bemerkenswertes. Pelle mußte unständig erzählen, Punkt für Punkt. „Na, was kannst Du denn?“ hatte der Lehrer gefragt und ihn beim Ohr genommen — ganz freundlich, versteht sich. „Ich kann den bösen Stier ins Wasser ziehen, ohne daß mir Vater Lasse dabei hilft,“ hatte er geantwortet, und da hatte die ganze Klasse laut gelacht. „Ja, ja, kannst Du aber lesen?“

Nein, das konnte Pelle nicht. — „Sonst wär ich woll nicht hergekommen,“ hätte er beinahe geantwortet.

„Ein Glück, daß Du nicht geantwortet hast,“ sagte Lasse. „Aber was dann weiter?“ Ja, dann war Pelle auf die unterste Bank gesetzt, und seine Nachbarn hatten ihm die Buchstaben beibringen müssen.

„Kannst Du sie denn mi?“

Nein, Pelle konnte sie an dem Tage noch nicht. Aber als erst ein paar Wochen vergangen waren, konnte er die meisten und schrieb sie mit Kreide an die Pforten. Er hatte noch nicht schreiben gelernt, aber seine Hand konnte alle Dinge wiedergeben, die er gesehen hatte, und er zeichnete die Buchstaben genau so, wie sie in der Fabel gedruckt standen.

Lasse guckte sie während der Arbeit an und ließ sie sich bis ins Unendliche wiederholen; aber sie wollten nicht recht hängen bleiben. „Was für einer is der da eigentlich?“ mußte er immer wieder fragen.

Pelle spielte den Ueberlegenen. „Der — hast Du den schon wieder vergessen? Den konnt ich, als ich ihn bloß einmal gesehen hatt! Das ist ja ein M!“

„Ja, das is es ja auch, ja natürlich! — Ich weiß nich, wo ich heut meinen Kopf hab. M, ja, das is ja natürlich ein M! Wo kann man das woll zu gebrauchen?“

„Das steht vornan bei dem Wort empfehlen, natürlich!“ sagte Pelle eingebildet.

„Ja, natürlich, Du — aber das weißt Du nu nich von selbst, das hat Dir der Lehrer gesagt!“

„Ne, das hab ich ganz allein herausgefunden.“

„So, hast Du das? Ja, klug bist Du ja geworden — wenn Du mir man nich zu klug wirst!“

Lasse war verstimmt, aber bald besann er sich und ging in eine ungeteilte Bewunderung des Sohnes über. Und der Unterrichts wurde fortgesetzt während sie arbeiteten. Es war ein Glück für Pelle, daß der Vater so langsam von Begriffen war, denn mit ihm selbst ging es nich sehr schnell vorwärts, nachdem er sich erst alles das angeeignet hatte, was sich von einem hellen Verstand erfassen ließ. Der Junge, der ihn unterrichten sollte — Själk wurde er genannt —, war der Dümme in der Klasse und hatte immer untenan gesessen, bis Pelle kam und ihn ablöste.

Zwei Wochen Schulbesuch rüttelten stark an Pelles Vorstellungen auf diesem Gebiete. In den ersten Tagen erschien er voll ängstlicher Erwartung, all sein Uebermut hatte ihn verlassen, als er die Schwelle des Schulzimmers überschritt, zum ersten Male in seinem Leben kam er sich so ganz unendlich vor. Zitternd vor Feierlichkeit erschloß er sich diesem Neuen, Unbekannten, das ihm alle Mythen der Welt entschleiern wollte, wenn er nur seine Klapphoren ordentlich

offen hielt — und das tat er. Aber da war kein ehrfürcht-einflößender Mann, der die Schulkinder liebevoll durch seine goldene Brille betrachtete, während er ihnen von Sonne und Mond und den Wundern aller Welt erzählte. Den Mittelgang auf und nieder ging ein Mann, in schmutzigem leinemem Rock und mit grauen Bartstoppeln aus der Nase heraus; er schwippte im Gehen mit dem spanischen Rohrstock und rauchte seine Pfeife, oder er saß oben auf dem Katheder und las seine Zeitung. Die Kinder lärmten und tummelten sich, und wenn der Därm in öffentliche Prügelei ansartete, sprang der Mann vom Katheder herunter und schlug mit seinem Stock drauf los. Und Pelle selbst, ja, er war — wie es ihm schien, für immer — an einen dreieigen Jungen gekoppelt, der voll Drüsengechwüre war und ihn jedesmal in den Arm kniff, wenn er sein b-a — ba, b-e — be nicht richtig las. Die einzige Abwechslung war täglich eine Stunde Ueberhören der schweren Anmerkungen im Lesebuch, und dann die unhantierlichen Gesangbuchverse am Sonnabend.

Eine Zeitlang verschlang Pelle das Ganze roh und brachte es getreulich dem Vater mit, aber dann ermüdete er. Es war nicht sein Fall, sich lange den Umgebungen gegenüber tatenlos zu verhalten, und eines Tages hatte er alle Ermahnungen und Vorsätze abgestreift und befand sich mitten unter den Spasmachern.

Fortan brachte er weniger zum Weiterlernen mit nach Hause, aber dafür waren da die tausenderlei Galgenstreiche, von denen er erzählte. Und Vater Lasse schüttelte den Kopf und begriff nichts; aber mitlachen, das mußte er.

11.

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betros-fen.
Der alte, böse Feind,
Wie ernst er's auch meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung is,
Auf Erden ist nicht seins Gle-i-chen.

Die ganze Schule sah da und wogte im Takt hin und her und drost Gefänge in unaufhaltbarem Geleier. Lehrer Fris ging im Mittelgang auf und nieder und rauchte seine Pfeife, er machte sich Bewegung, nachdem er eine Stunde in der „Berlingsken Zeitung“ gelesen hatte. Der Rohrstock wippte in der Luft wie ein Taktstock; hin und wieder fiel er auf dem Rücken eines Sünders nieder, aber stets nur, wenn eine Reihe zu Ende war — als eine Art Ausrufungszeichen. Lehrer Fris wachte zärtlich darüber, daß der Rhythmus nicht unterbrochen wurde. — Die Kinder, die den Gesang nicht auswendig wußten, wurden von der Masse mit fortgetragen, einige begnügten sich damit, die Lippen zu bewegen, andere dichteten selbst den Fülltext. Wenn die Sache zu arg wurde, lachten die Nachbarn, und dann fauste der Rohrstock herunter.

Wenn ein Vers aus war, stimmte Fris schnell den anderen an — die Mühle war schwer wieder in Gang zu setzen, wenn sie erst einmal stehengeblieben war. „Mit eig-!“ und die fünfzig Kinder sangen weiter:

„Mit eigner Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verlo-o-o — —“

Dann hatte Fris wieder einen Augenblick zum Verschmachten, er konnte seine Pfeife genießen und sich in dies Getöse einullen, das von großem und fleißigem Wirken redete. Wenn es so ging wie jetzt, legte sich die Verbittertheit eine Weile, er konnte in Gedanken lächeln, während er auf und nieder ging und — so alt er war — das Dasein in rosigem Licht erblickte. Dieser und jener kam vorüber und freute sich über den Fleiß hier drinnen, und Fris schlug bekräftigend mit dem Rohrstock und fühlte ein längst schlummerndes Ideal in sich regen: es war eine ganze Schar Jugend, die er für das Leben erzog, die nächste Generation, die zu modeln er im Begriff war.

Als der Gesang abgelauten war, gelang es ihm, ihn ohne Pause in „Wer nur den lieben Gott läßt walten —“ überzuleiten. Und von da ging es dann zu „Wir glauben

all an einen Gott!" Diese drei Gesänge waren das Benjumin für den Winter, und nun hatte er die Kinder endlich nach einer ungeheuren Arbeit so weit, daß sie sie einigermaßen im Chor singen konnten.

Das Gesangbuch war Lehrer Fris Lebenswerk, eine vierzigjährige Tätigkeit als Klüster hatte es mit sich geführt, daß er das ganze Buch auswendig wußte. Dazu kam dann noch die angeborene Anlagel Fris war von Kindheit an zum Geistlichen bestimmt gewesen und hatte in seiner Jugend die erforderlichen Studien betrieben. Gottes Wort entströmte seinem Munde gefällig, und er hatte die besten Ausichten, als ein boshafter Vogel ganz unten aus Pharaos Lande geflogen kam, um ihn ins Unglück zu bringen. Fris fiel zwei Treppen herunter, vom Seelsorger zum Klüster und Büchsen- spamer. Er faßte das mit den Kindern als fast zu durchsichtige Strafe des Himmels auf und richtete die Schule wie ein Pfarramt im Kleinen ein.

Das ganze Dorf trug die Spuren seiner Wirksamkeit; es sah nur schwach aus mit Lesen und Schreiben, sobald es sich aber um Gesangbuchverse und Bibelstellen handelte, waren diese Fischer und Kleinen Handwerker nicht leicht aus dem Felde zu schlagen. Fris schrieb sich die Ehre zu, daß die Erwachsenen in einigermaßen geregelten Verhältnissen lebten und die Jungen eine ordentliche Heuer bekamen. Er folgte jedem einzelnen mit einer Art Vaterauge und fand sie eigentlich alle wohlgelungen. Und er stand sich gut mit ihnen, wenn sie erst die Schule verlassen hatten; dann kamen sie wohl zu dem alten Junggesellen und plauderten mit ihm oder erleichterten ihr Gewissen in bezug auf dies oder jenes.

Mit der verdammten Brut, die gerade augenblicklich die Schulbänke drückte, war es dahingegen eine ganz andere Sache; sie wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Gelehrsamkeit und Fris prophezeite ihnen nichts Gutes für die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Ansiedler-Geschichten aus Nordland.

7) Von Andreas Haukland.

Lemming.

Der Himmel im Westen war ganz rot vom Widerschein der schwindenden Sonne. Wie Feuerstreifen erstreckte der goldene Schimmer sich hoch oben am blauen Himmel. Aber am Rande, wo Himmel und Gebirge in eins zusammenliefen, da war es, als ob der Himmel von der Wärme aufgebauscht würde, als lehne er sich ruhend an den Felsen an, purpurrot vor Hitze.

Doch draußen über der großen Hochebene wurde die Luft gegen die Nacht hin immer bläulicher. Es war als stiege von Stein und Moor und Sumpf ein dünner blauer Rauch empor, der stehen blieb und bebte, still und durchsichtig, und nicht schwinden wollte. Hier und da leuchteten die Hügel und die kleinen Berg- rüden in einem grauweißen Schimmer, dort, wo das Renntier- moos dicht wuchs. In den Niederungen, wo die Erde von Feuchtigkeit durchzogen war, kroch die Dunkelheit zwischen dem starren Sumpfgras empor.

Allmählich, während der Himmel im Westen erlosch, wurde es immer dunkler über der Hochebene, bis jede Senkung fast schwarz dalag. Nur die Berggipfel mit dem weißgrauen Moos leuchteten wie Schaumfäume auf dunkler See.

Es schritten drei Männer übers Gebirge. Steinar und seine Söhne. Sie gingen so weit voneinander entfernt, daß sie sich gerade hören konnten, wenn sie hie und da ein langes D—hoo—i! schrien.

Mehrere Tage schon hatten sie nach einem ihrer Ochsen ge- sucht, der sich von der Herde entfernt hatte.

Wenn sie zu einem Hügel kamen, stiegen sie hinauf und starr- ten ins Weite. Und es konnte geschehen, daß jeder auf einem anderen Hügel stand und sich alle drei zugleich wie unbewegliche Silhouetten vom Himmel abhoben.

Da geschah es, daß ihr Blick bis dorthin reichte, wo das Gebirge steil gegen Tal und Wald abfiel. Sie sahen dann die dunkle Hochebene plötzlich in schroffe Finsternis hinabstürzen. Es über- kam sie ein Gefühl, auf einem Stück Land zu stehen, das plötzlich aus einem ungeheuren Abgrunde emporgehoben war. Sie blieben stehen und krochen zusammen unter der Einsamkeit und der ent- fesselnden Oede.

Bis einer von ihnen rief, und seine Stimme wurde unwill- kürlich heiser, fast gurgelnd:

„Seht Ihr etwas?“

Und die anderen antworteten, gleichsam erwachend, und ihre Stimmen bebten:

„Nein!“

Dann wanderten sie wieder weiter.

Um Mitternacht legten sie sich in das Heidekraut und schliefen ein paar Stunden, bis der erste Tagesdämmer über dem Felsen im Osten sichtbar wurde.

Dann begannen sie wieder suchend über die Hochebene zu wandern.

Es war noch halb dunkel, daß sie das Auge anstrengen mußten, um Steine und Erde und Moorflächen und Sümpfe voneinander unterscheiden zu können.

Hier und da flatterte eine Schar Schneehühner vor ihnen auf und zerstreute sich und suchte sich unter der kriechenden Zwerg- birke oder zwischen dem hohen Heidekraut ein Versteck. Einmal sahen sie einen Bieftraß zwischen den Steinen umherschleichen. Er lief nicht davon. Nur etwas Braunes bewegte sich zwischen all dem Unbeweglichen.

In gerader Richtung vor sich sahen sie jetzt, weit entfernt, die großen Gipfel, auf denen der Schnee ewig lag und das wilde Renntier herdenweise im Sommer umherging.

Sie hatten das Ende der Hochebene erreicht. Der Anstieg be- gann, der zum wildesten Hochgebirge hinführte.

Ganz nahe waren sie jetzt einander. Und sie blieben stehen und blickten zu den Anhöhen hinauf, und wußten, alle drei, daß sie jetzt umkehren mußten. Es hatte keinen Zweck, dort oben zu suchen.

Aber wie sie dort standen, sahen sie den einen lautlosen Vogel nach dem andern sich von den Felswänden erheben und eine Weile in der strahlenden Luft schweben und dann abwärts- schießen, wie ein Stein, der fällt und verschwindet. Es waren Eulen auf der Jagd. Und als die Blide der drei den stürzenden Flug der Vögel zur Erde verfolgten, sahen sie, daß die ganze Bergwand lebte, als sei jedem Moosbüschel im Gebirge Leben eingehaucht worden.

Der Lemming! Der Lemming! Der Lemming! sagten sie alle drei vor sich.

Während der Tag über den Gipfel emporstieg und der Schnee auf den obersten Spitzen wie von Gold überspült wurde, und der Himmel immer kräftiger zu erröten begann, standen sie und sahen die kleinen Tiere zu Millionen in die Gebirgsebene hinabwandern. So weit ihr Auge reichte, war der Abhang bedeckt von einem Gewimmel gelb und schwarz gefleckter Tiere. Und über ihnen schwebten die Eulen wie große, lautlose Blätter. Sie verschwanden, eine nach der andern, während der Tag emporstieg und das Licht über das Gebirge drang.

Als die Sonne wie eine Flammeblume über dem weißen Gipfel stand, schwebten nur zwei braune Adler in ruhigen Ringen hoch oben.

Aber die Lemmingwanderung nahm ihren Fortgang, unauf- hörlich und endlos. Wie ein Strom, der immer weiter rieselt und rieselt, kamen sie. Wie ein Bergsturz kleiner Steine, der immer weiter rollt und rollt, so wimmelten sie hinab.

Steinars Gesicht verdüsterte sich immer mehr. Er wußte, nichts konnte diesen freßenden Fluß hemmen. Er würde seine Weide- plätze und die Weiden überspülen und sie schwarz nagen. Er würde über Abstürze talwärts schäumen. Er würde die Erde auf- wühlen wie eine Lawine. Er würde in den Hofplatz seines Hauses dringen. Wenn er über seine Wiesen geglitten war, würde dort nichts mehr sein als lockeres faulendes Moos. Sie würden in den Quellen ertrinken, die kleinen Teufel und das Wasser verpesten. Sie würden in seinen Brunnen stürzen und ihn ver- giften. Ihre Kadaver würden aller Orten liegen. Sie würden die Pest in den Viehstand tragen. Er wußte, es war schon vor- gekommen, daß das Vieh sie gefressen hatte. Und die abgenagten Felder brauchten Jahre, ehe sie wieder üppig und dicht wuchsen wie zuvor.

Er ballte seine Hand und erhob sie, um diese Plage zu ver- wünscheln. Aber er ließ sie wieder sinken. Blicke zu Boden und schwieg. Denn das waren ja keine Geschöpfe wie andere Geschöpfe. Sie wurden ja mit dem Rebel auf das Gebirge getragen. Sie regneten ja vom Himmel herab, wie Hagel und verwüstendes Unwetter.

Orn blickte den Vater an und verstand ihn.

Auch sein Gesicht verdüsterte sich. Es gab die Mienen des Vaters wieder wie ein Spiegel.

Aber Brvnjuls Augen ergöhten sich an dem Anblick. Er war nicht ernsthaft genug, um das krabbelnde Ungeziefer zu hassen. Es sang in ihm wie Freude beim Anblick des wimmelnden Lebens in der großen Oede.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der Eiszeit.

Längst hat die Wissenschaft festgestellt, daß der Mensch Hundert- tausende von Jahren zurückreicht bis tief ins Tertiär, und daß die einstige Annahme, erst an der Schwelle der historischen Ueberliefe- rung sei der Beherrscher der Erde in seiner Entwicklung auf eine menschlich zu nennende Kulturstufe gelangt, heute unhaltbar ge- worden ist. Die neuesten babilonischen Ausgrabungen haben aus einer Epoche, die um 5—6000 Jahre zurückliegt, feinerne Doku- mente eines mächtigen, hochentwickelten Staatswesens zutage gefördert, und die letzten Dämmerstunden der sich in nebelhaftem

Grau der Vorzeit noch abhebenden historischen Ueberlieferung liegen gar an die zehntausend Jahre zurück. Denn weiter als sieben- bis achttausend Jahre vor Christi vermochte bisher der Blick der geschichtlichen Forschung nicht rückwärts zu dringen, und ob es ihr überhaupt jemals gelingen wird, eine noch ältere Vergangenheit zu entschleiern, das bleibt vorläufig eine ungelöste Frage.

Aber der Menschengeist hat andere Wege gefunden, die ihn zurückleiten in die ferne Vorzeit; er hat die Verborgenheiten des Schöpfers der Erde zum Licht der Sonne getragen und er hat verstanden, die Steinernen, fossilen und zu Staub gewordenen Zeichen ferner Epochen entwicklungs-geschichtlich zu deuten. Wilhelm Bölsche hat in einem dieser Tage zu Berlin gehaltenen Vortrag darauf hingewiesen, daß die Zeit, aus der wir auf geologischem Wege untrügeliche Beweise einer frühen, menschlichen Kultur erlangt haben, wohl sicherlich um das dreifache weiter zurückliegt, als die Zeit der fernsten historischen Ueberlieferung, daß wir die Spuren einer schon geradegu künftlerischen Kultur von Menschen gefunden haben, die vor dreißigtausend Jahren die Erde bewohnten. Es war jene Epoche, die die Wissenschaft als Diluvium bezeichnet, die Zeit, die der letzten Vereisung Mitteleuropas folgte, die aber noch nicht der heutigen klimatischen Gestaltung unserer Zone entsprach. Wohl waren die gewaltigen Gletschermassen schon wieder nach Norden zurückgewichen; aber auf den Grönland-Typus unseres Klimas war erst die Steppenstaffage gefolgt, und gewaltige Sandstürme, ähnlich denen, wie sie noch heute fern im Osten in der Wüste Gobi wüthen, brausten über die Enden Mitteleuropas. Aber in diesen Steppen lebte bereits der Mensch, und es scheint, als ob damals zwei voneinander wesentlich verschiedene Rassen um die Herrschaft gekämpft haben. Die primitivere von ihnen war die Neanderthalrasse; sie besaß den mehr tierischen Ausdruck der Physiognomie, die gewaltigen Augentwülste, das zurückspringende Schädeldach und den schnauzenartigen Mund. Mit dem Reandertaler verglichen, stellt die Rasse, deren Vertreter man vornehmlich im Südwesten Frankreichs, in der Dordogne, fand, und die man nach den Hauptfundstätten gewöhnlich als Aurignacenser bezeichnet, die höhere Stufe der Entwicklung dar, denn diese Menschen besaßen schon einen schönen Schädel und ein gut entwickeltes Sinn. Der ganze Körperbau ähnelte bereits durchaus dem des heutigen Menschen. Diese Aurignacenser gehören kulturell der älteren Steinzeit an. Die Metallbearbeitung war ihnen noch fremd; sie kannten auch die Töpferkunst nicht, und sie trieben weder Ackerbau noch hielten sie Haustiere. Mit untrügelicher Gewißheit geht das hervor aus den Funden, die man im sogenannten Magdalenien und im Solutrén gemacht hat, aus jenen prähistorischen Wüststätten, wenn man so sagen darf, die jene Menschen hinterlassen haben, und die uns der Schöpf der Erde Jahrzehntausende hindurch aufbewahrt hat. Die Aurignacenser lebten in Höhlen, aber sie kannten auch schon Zelte, und was das Verblüffendste ist: sie verfügten über eine künstlerische Fertigkeit, die geradezu staunenregend ist. 1896 grub man in der Dordogne, und zwar im Vézèrethal, das man wegen seiner schier unerschöpflichen Ergiebigkeit geradezu ein prähistorisches Pompeji nennen kann, enge, röhrenartige Schächte aus, die sich vielfach Hunderte von Metern weit in den Berg erstreckten, und die dereinst die Wohnstätten prähistorischer Menschen gewesen sein müssen. Denn diese Schächte und Höhlen waren zweifellos seit unbordenklichen Zeiten verschüttet und verschlossen, und es ist nach dem ganzen Befunde auch ausgeschlossen, daß die kulturellen Ueberreste von Menschen aus geschichtlicher Zeit stammen können. Man fand die Felswände dieser Höhlen mit bildnerischem Schmutz besetzt, mit eingegrabenen Darstellungen von Tieren, namentlich von Wildpferden, von Mammuts und Rentieren, die in historischer Zeit in jenen Gegenden erweislich nicht mehr vorgekommen sind, die aber im Diluvium Mitteleuropa bebölkert haben. Staunenswerth ist die geradezu naturalistische Auffassung und die künstlerische Vollendung in der Wiedergabe der charakteristischen Linien der Tierkörper. Mit wenigen Strichen ist darin die Eigenart der Bewegungen der Tiere zum Ausdruck gebracht; auch die Kunst der Ornamentik und Stillfrierung war diesen alten Bildnern schon nicht mehr fremd, was nicht nur in den Figuren auf den Wänden, sondern auch in den aufgefundenen Gerätschaften zum Ausdruck kommt. So entdeckte man Dolchgriffe aus Rentierhorn, die mit meisterhaft stilisierten Tierfiguren in Schnitzarbeit bedeckt waren.

Noch bewunderungswürdiger als diese Funde sind jedoch die Höhlenmalereien von Altamira, mit deren Entdeckung es eine eigene Bewandnis hat. Schon im Jahre 1878 entdeckte Don Marcellino de Sautuola in der Nähe seines Besitzes in Nordspanien die Malereien in dieser Höhle, und da er kurz vorher auf der Pariser Weltausstellung prähistorische Funde gesehen hatte, so brachte er seinen Beobachtungen ernstes wissenschaftliches Interesse entgegen und machte die gelehrte Welt darauf aufmerksam. Aber mehr als zwanzig Jahre hindurch wurde Sautuola nicht ernst genommen; er konnte es nicht einmal erreichen, daß ein Anthropologe oder Geologe die Höhle in Augenschein nahm, und er starb, ohne daß die Wissenschaft von seiner Entdeckung Notiz nahm. Erst um 1900, als die wenige Jahre vorher im Vézèrethal gemachten Funde an der Tatsache, daß die Menschen der älteren Steinzeit bereits über eine künstlerische Kultur verfügt hatten, keinen Zweifel mehr zuließen, unterzuchten zwei bedeutende Forscher, Abbé Breuil und Emil Cartellhan die Höhle von Altamira, und was sie dort entdeckten, übertraf alles, was man von jener fernen Epoche auch nur geahnt hatte. Sie fanden einen Felsaal, der vierzig Meter lang

und zehn bis vierzehn Meter breit war, dessen Höhe aber stellenweise so gering wurde, daß ein erwachsener Mensch nicht aufrecht darin zu stehen vermochte, denn einzelne Stellen der Höhle sind nur einen Meter hoch. In mühseliger Arbeit kopierten die beiden Gelehrten nun die außerordentlich kunstvollen Bilder, die von dem Höhlenbewohnern dereinst auf die Felsdecke gemalt und gemeißelt worden waren. Diese Aurignacenser müssen maßlos geschick gewesen sein, finden sich doch Bildwerke gerade an jenen Stellen, die kaum höher als einen Meter sind und die nur hergestellt sein können, wenn der Künstler auf dem Rücken lag. Denn nach dem Befunde ist es ausgeschlossen, daß die Höhle vielleicht früher geräumiger gewesen sein könnte. Nur dem Umstande, daß sie schon in prähistorischer Zeit verschüttet und erst in unseren Tagen durch einen neuerlichen Einsturz wieder offen gelegt wurde, verdanken wir den unschätzbaren Fund. So aber haben sich selbst die Farben der Deckenbilder ausgezeichnet erhalten, und man staunt geradezu über die Meisterschaft, mit der jene primitiven Menschen springende Hirsche, galoppierende Eber, im Todeskampf liegende Moschusochsen wiederzugeben wußten. Alles an diesen Bildern ist meisterhaft, dabei von der größten Knappheit in der Ausdrucksweise, die nur mit der naturalistischen Darstellungskunst verglichen werden kann, die die Menschheit der Kulturepochen meisterte.

Fast noch bewunderungswürdiger als die Kunst selbst erscheint die Schaffung der Möglichkeiten zu ihrer Betätigung. Denn es liegt auf der Hand, daß in der dunklen Höhle kein offenes Holzfeuer gebrannt haben kann, weil dann dem Künstler das Werk unter der Hand verrußt wäre. Aber man hat eine primitive Lampe gefunden, die aus einem ausgehöhlten Stein bestand, und in der noch Fettreste entdeckt wurden. Man fand auch kleine Wüchsen, die aus Rentierknochen verfertigt und an beiden Seiten zu schließen waren. Es waren die Farbentuben der prähistorischen Maler, die, wie andere Funde zeugen, mit Ocker und ähnlichen farbbhaltigen Stoffen schon umzugehen wußten. Auch Pinselspuren konnten nachgewiesen werden — kurz, es fehlte diesen Künstlern vor dreißigtausend Jahren nichts Wesentlichen von dem, was unsere modernen Freskenmaler zur Ausübung ihrer Kunst bedürfen.

Ueber den Zweck dieser Höhlenmalereien können wir nur Vermutungen äußern. Vielleicht bildeten die Höhlen einstmals Begräbnisstätten, die auf diese Weise ausgeschmückt wurden. Steht es doch fest, daß in der Vorzeit Wohnstätten von nachfolgenden Generationen zur Bestattung ihrer Toten verwandt, oder aber, daß Begräbnisstätten späterhin wieder von Lebenden bewohnt wurden. Vielleicht dienten die Höhlen auch religiösem Kult, wofür es Analogien beispielsweise in den historischen Mythen des Mithras gibt, die gleichfalls in unterirdischen Höhlen abgehalten wurden. Mag uns der Zweck jener fernen Kunst aber auch verborgen bleiben, wir wissen jedenfalls jetzt, daß schon die vor Jahrzehntausenden von Jahren versunkenen Geschlechter über eine Kunstfertigkeit verfügten, die turmhoch über den primitiven Leistungen der heute lebenden niedrigen Menschenrassen steht, und daß der Mensch der Eiszeit kein halbwildes Tier, sondern ein geistig hochentwickeltes Wesen war, das im Kampf um seine Existenz auch schon künstlerischen Zielen nachstrebte.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Die Wahrheit über Erdmann-Chatrian. Unter den zahlreichen zusammenarbeitenden Schriftstellerpaaren, die die Weltliteratur kennt, hat man als Musterbeispiel der „flamesischen Zwillinge der Dichtung“ neben den Brüdern Goncourt am häufigsten Erdmann-Chatrian angeführt, die beiden elsässischen Schriftsteller, deren meisterhafte Schilderungen der deutsch-französischen Grenzlande, deren realistische Kriegseromane eine glückliche Vereinigung von deutschem Gemüt und gallischer Lebendigkeit des Sehens darstellen. Ueber die Art der gemeinsamen Arbeit der beiden war aber nichts weiter bekannt geworden, und man mochte wohl annehmen, daß sie etwa so gearbeitet haben, wie es uns von den Goncourts überliefert ist, nämlich daß jeder von beiden ein bestimmtes, vorher durchgesprochenes Kapitel selbständig ausarbeitete und dann eine Verschmelzung dieser beiden Niederchriften vorgenommen wurde. Dem ist aber nicht so. Wie Emile Hinzelin in einem „Die Wahrheit über Erdmann-Chatrian“ betitelten Aufsatz der Revue ausführlich, haben wir in dem Schaffen Erdmann-Chatrians gar nicht das Beispiel einer gemeinschaftlichen dichterischen Arbeit vor uns, wie es etwa die Brüder Goncourt oder die Brüder Rosny darstellen, sondern der eigentliche Verfasser all dieser innigen und schlichten Darstellungen des Lebens ist allein — Erdmann. Hinzelin hatte Gelegenheit, mit Emile Erdmann, dem „Poeten von Pfalzburg“, der 1898 gestorben ist, zu verkehren, und hat so einen tiefen Einblick in seine Arbeitsweise und die Art seines Schaffens gewonnen. Ueber die Entstehung seiner Romane, unter denen das von Mascagni vertonte elsässische Idyll „Freund Fritz“ und die prächtige Trilogie der Napoleonzeit „die Geschichte eines Ausgehobenen von 1818“, die „Belagerung von Pfalzburg“ und „Waterloo“ die bekanntesten sind, erzählte Erdmann selbst: „Sobald ich mir einen Stoff gewählt hatte, ließ ich mir von meinem Pariser Buchhändler alle Werke nach Pfalzburg schicken, die

Über diesen Gegenstand veröffentlicht waren. Ich schüttete alle die Bücher auf den Fußboden, schaute sie der Reihe nach durch und sonderte zur Rechten alle, die ich behalten wollte. Die behaltene Werke las ich dann durch, so rasch wie möglich. Dann machte ich mich auf die Strümpfe, ich durrowanderte die Gegenden, wo die Persönlichkeiten meines neuen Wertes leben sollten. Ich lebte dort selbst mit ihnen. Manchmal hatte ich das gute Glück, als Führer irgend ein altes Reisewerk zu finden, ein Heft mit Notizen, ein intimes Tagebuch. Dann entwiderte sich alles leicht und angenehm." Der so einfach seltliche, beinahe mächterne Stil Erdmanns ist aber durchaus nicht müheles entstanden, sondern durch eine ganz erstaunliche Arbeitsleistung und gähe Energie geschaffen worden. Die noch vorhandenen Entwürfe zu seinen Werken zeigen, daß er manche Sätze und Seiten viele, viele Male umschrieb; eine Naturkalkulation ist z. B. 17mal verändert und gefeilt, ein einziger Satz 25mal umgeschrieben, bevor er die endgültige Form erhielt.

Hatte Erdmann den Roman beendet, dann trat sein Freund Chatrian in Aktion. Sie waren bereits als Studenten miteinander bekannt geworden; der freundlich gütige, dabei wohlhabende Erdmann hatte den armen Chatrian unterstützt, und dieser war dem bedürftigen, unpraktischen, sich vor der Welt verschließenden Freunde unentbehrlich geworden. Chatrian nahm um das fertige Manuskript und schrieb es noch einmal ab, veränderte einige Kleinigkeiten, strich ein paar Längen, taufte ein paar Namen um. Es waren durchaus nicht ästhetische, sondern rein praktische Erwägungen, von denen er sich bei dieser Redaktion leiten ließ. Im übrigen war Chatrian der Geschäftsmann, wie Erdmann der Dichter. Er suchte nun einen Verleger, wählte den günstigsten Moment des Erscheins, suchte in den Redaktionen für die neue Arbeit zu interessieren, setzte sich mit Theaterkritikern in Verbindung, die aus den Romanen zugängliche Stücke machten, leitete alle geschäftlichen Verhandlungen und verwaltete das Geld. Erdmann war damit zufrieden. Daß die Romane alle im wesentlichen von Erdmann verfaßt waren, geht daraus hervor, daß es eine Reihe Arbeiten gibt, die Erdmann allein veröffentlicht hat und die durchaus das Charakteristische seines Stils und Dichtens haben. Chatrian hat nur einmal an einem Roman etwas allein geschrieben, nämlich den Schluß der „Geschichte eines Hilfslehrers“, der in seiner harten, plumpen und lehrhaften Art sich von der feinen, zarten Diktion der übrigen Erzählung scharf abhebt. Erdmann war mit der Tätigkeit des Freundes zufrieden: „Im ganzen haben wir jeder eine Million verdient. Sie wissen, wie wenig ich brauche.“ Auch als sie schließlich in Streit auseinanderliefen, bewahrte Erdmann noch dem Freunde ein wohlwollendes Gedenken, der nur durch ihn einen Platz in der Literatur erhalten hat.

Hauswirtschaft.

Kohlrübengemüse. Wenn manche Hausfrauen Kohlrüben kochen, so scheint ihnen dabei die Lösung der Preisaufgabe vorzuschweben: Wie bereite ich ein möglichst kraft- und geschmackloses Gemüse, das auch der sanftmütigste Ehemann empört für Viehfutter erklärt? Dabei ist es durchaus nicht schwer, die oft mißachtete Kohlrübe, wenn auch nicht zu einer Delikatesse ersten Ranges, so doch zu einer durchaus wohlschmeckenden Speise zu gestalten, die sogar den Vorzug hat, daß sie aufgewärmt noch an Geschmack gewinnt. Besonders in nächster Zeit, da Rot-, Weiß- und Wirsingkohl allmählich Viehhaberpreise erreichen, dürfte es angebracht sein, die billige Kohlrübe öfters auf den Tisch zu bringen. Am besten schmecken die gelben Kohlrüben, da sie am reichsten an Zudergehalt sind. Sie werden geschält und in Würfel oder längliche Streifen geschnitten. Nun dürfen sie nicht — wie leider üblich — vor der eigentlichen Zubereitung abgebrüht oder abgekocht werden. Die wertvollen Nährsalze, die kein Organismus ohne Schaden entbehren kann, würden mit dem ersten Kochwasser einfach fortgeschwemmt werden. Auch darf die Fleischbrühe, die zur Verwendung kommt, während des Kochens nicht abgescäumt werden, wenn wir sie nicht ihres wertvollsten Bestandteils, des Eiweiß, berauben wollen. Die grauen Schaumflocken auf der Brühe sind nichts anderes als geronnenes Eiweiß. Ein Eßlöffel voll Zuder wird in Fett gebräunt — sehr gut ist Gänsefett dazu —, dann läßt man Mehl darin durchschwigen, füllt Brühe von Schweinefleisch oder von abgekochtem Gänsegerippe, etwa vorhandene Reste von Gänsebraten-sauce oder dergl. darauf und kocht alles glatt. Man würzt mit Salz, Pfeffer, einer großen Prise geriebenen Majoran, nach Belieben auch mit ein wenig Lorbeerblatt, Muskatblüte und Gewürz. Man sämört die Ribbenstückchen in der Brühe langsam gar, wobei man sie vor dem Anbrennen sorgsam bewahren muß, wenn man es nicht vorzieht, sie nach 10 Minuten langem Ankochen in der Kochflöte gar werden zu lassen. Beim Anrichten gibt man einige Tropfen Maggi und Salzkartoffeln an das Gemüse. Schweinebauch, Schweinerippchen, auch Wiener-, Bod- oder Bressauer Würst passen als Beilage dazu. M. Kt.

Medizinisches.

Die Herxstellung von Diphtherieserum schildert Dr. Adolf Reitz in Heft 11, Jahrgang 1910, der „Technischen Monatshefte“ (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung).

Behring hat eine Reihe interessanter Versuche angestellt, durch die wir dem Verständnis der Bakterienvergiftungen näher

gebracht wurden und aus denen wir nunmehr praktischen Nutzen ziehen. Er ging von dem Gedanken aus, daß Schutzstoffe, die Antitoxine, die Immunität bewirken, d. h. durch das nach der Krankheit im Körper noch vorhandene, nicht verbrauchte Antitoxin ist ein regelrechter Schutz des Organismus zustande gekommen, der eine Wiederholung der Krankheit, in vielen Fällen wenigstens, unmöglich macht. Ist dieser Gedanke richtig, so kann demgemäß bei gleichzeitiger Einsprühung von Bakteriengift und Blut von Tieren, die die betreffende Krankheit überstanden haben, keine Krankheit mehr auftreten. Denn das in dem Blut enthaltene Antitoxin hebt sofort das Toxin der Bakterien auf. Dies ließ sich experimentell bestätigen, und damit war bei einer Reihe von Erkrankungen eine Heilmethode geschaffen, die sich z. B. bei Diphtherie rasch einbürgerte, die Serumtherapie.

Wie wird Diphtherieserum hergestellt? Nicht in den Kochtöpfen der Chemiker, nicht durch Aufeinanderwirken bekannter Substanzen. Wir sind noch völlig auf die chemische Arbeitsleistung des lebenden Körpers angewiesen, den wir zur Diphtherieserumgewinnung heranziehen. Er ist unsere chemische Fabrik. Man benützt in erster Linie Pferde. Diesen Tieren wird eine in ihrer Giftigkeit (Virulenz) etwas abgeschwächte Diphtheriekultur eingespritzt. Diese Diphtheriekultur stellt eine Zucht von Diphtheriebakterien in Bouillon dar, der zur Virulenzabschwächung etwas Jodtrichlorid zugefügt wurde. Die Tiere werden nach dem Ueberleben der durch die Einsprühung verursachten Erkrankung eine Immunität aufweisen, wenigstens für schwach virulente Diphtheriestämme. Injiziert man nun diesem Tier nochmals eine Kultur, die aber etwas stärker giftig ist, so wird die Immunität gesteigert. In solcher Weise rückt man vor und erreicht eine erhebliche Anreicherung von Gegengiften im Blut des betreffenden Tieres. Man prüft den Antitoxingehalt und entnimmt dem Tier aus einer der großen Venen 1-5 Liter Blut. Dieses Blut kommt in keimfreie Gläser, die 12-24 Stunden lang kühl gehalten werden. Es scheidet sich der Blutsfaden mit den roten Blutkörperchen aus, über dem das gelbe Blutsrum steht. Dieses wird unter entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen abgegossen und zur Salzbarmachung mit 0,5 Proz. Phenol versetzt. Die Sera, die in den Handel kommen, werden genau geprüft. Etwas hat sich um die Prüfung und Wertbestimmung der Sera große Verdienste erworben.

Technisches.

Kraftwerke mit Verwertung von Abfallstoffen. Es ist in den letzten Jahren gerade auf dem Gebiete der Verwertung von Abfallstoffen außerordentlich viel geleistet worden. Nebenprodukte und Abfälle, die früher von niemand beachtet, beiseite geworfen wurden, sind heute oft Grundstoffe für große Fabriksbetriebe.

So ist die Müllverbrennung durchaus nichts besonderes mehr. Die unter Dampfesseln erfolgende Verbrennung bedeutet bei der außerordentlichen Billigkeit des Materials sehr billige Kraft.

Noch interessanter ist die Entwicklung beim Verbrauch des Schlackenmaterials vor sich gegangen. Heute werden aus Schlacke Strahlenpflastersteine und vieles andere hergestellt. Jetzt ist man auch dazu übergegangen, die Ofenschlacke der Lokomotiven weiter zu verwerten. Die sogenannte Rauchkammerlöche ist eine Art Koksgrus. Sie besteht aus sandforn- bis haufelnugroßen Stückchen verkokter Steinkohle, die der übermäßig verstärkte Schornsteinzug der modernen Dampflokomotiven aus dem Feuer mit wegreißt und bis nach vorn zur Rauchkammer mitschleppt. Diese Kohlenstückchen haben auf dem Wege keine Zeit zu verbrennen, sie kommen also nur verkokt unter dem Schornstein der Lokomotive an. Hier werden sie durch die Funkenfänger aufgehalten. Allerdings nur in relativem Maße. Von jeder normalen Eisenbahnfahrt bringen die Maschinen mehrere Schieblarren solcher Rauchkammerlöche zurück. Früher wurde dieser „Abfall“ als Fußbodenfüllung an Bauunternehmer verkauft, oder auch die Bahnbefugten durften sich den „Schutt“ ausgießt als Brennstoff mit nach Hause nehmen.

Bei einer kalorimetrischen Untersuchung wurde aber festgestellt, daß die Rauchkammerlöche einen Heizwert von 4500 bis 6250 Wärmeinheiten, je nach der Kohlenqualität, enthält. In gewöhnlicher Steinkohle sind 7200 bis 7500 Wärmeinheiten enthalten. Bei den Versuchen der Verlekkierung rentierte sich die Abfallverwertung noch nicht recht. Jetzt ist man nach einem bestimmten Verfahren dazu gekommen, die Rauchkammerlöche zu vergasen, und hat damit sehr gute Resultate erzielt. Bis jetzt sind Gasmaschinen bis zu 200 Pferdekraften für diese besonderen Zwecke gebaut worden. Die Kosten der von solchen Maschinen hergestellten elektrischen Kraft belaufen sich pro Kilowattstunde auf 2,6 bis 4,4 Pf., ein sehr niedriger Satz. Da die preussischen Bahnen ihre Rauchkammerlöcheproduktion pro Jahr auf 160 Millionen Kilogramm schätzen, so bedeutet dies bei zehnstündigem Betriebe für den Tag eine Kraftleistung von 25 000 Pferdestärken. Bis jetzt haben die preussischen Eisenbahnen sechs solcher Kraftwerke im Betriebe. Ueberdies wird auch die bayerische Eisenbahnverwaltung jetzt solche Löscherverwendung einrichten. Und die Eisenbahnarbeiter haben nun natürlich nicht mehr die Möglichkeit, sich billiges Heizmaterial mit nach Hause zu nehmen. Jeder Fortschritt macht irgendwo Schmerzen.